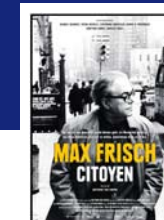


**ORIGINALTON
FRISCH –
EINE ZITATEN-
SAMMLUNG**

ZITATE AUS DEM FILM



ABKÜRZUNGEN

- **GW** Max Frisch, Gesammelte Werke, 7 Bde
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1976/1986
- **SAH** Max Frisch, Schweiz als Heimat?
Hrsg. von Walter Obschlager
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1990
- **Sehenszeit** Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit.
Hrsg. von Julian Schütt
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1998
- **TB** Taschenbuch im Suhrkamp Verlag
- **FdT** Max Frisch, Forderungen des Tages.
Hrsg. von Walter Schmitz
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1983
- **MNsG** Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1964
- **ADS** achtung: die Schweiz, 1955
- **WW** Weltwoche
- **DB** Max Frisch, Dienstbüchlein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1974
- **stiw** Max Frisch, Stich-Worte
Ausgesucht von Uwe Johnson
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1997

QUELLENANGABEN ZU DEN ZITATEN AUS DEM FILM

- 1 Öffentlichkeit als Partner; GW 4, 245ff / TB, 57-59
- 2 Öffentlichkeit als Partner; GW 5, 374 / TB, 100
- 3 Öffentlichkeit als Partner; GW 5, 350 / TB, 84
- 4 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 158 / TB, 167
- 5 FdT, 238-44,
- 6 GW 1, 17
- 7 Tagebuch 1946-1949; GW 2, 585-590, / TB, 246
- 8 GW 1, 116/117
- 9 GW 2, 588 / TB, 246
- 10 Blätter aus dem Brotsack, neue Folge'; 1941 SAH, 102
- 11 DB / TB, 61
- 12 1941 Blätter aus dem Brotsack, neue Folge, SAH, 81
- 13 Sehenszeit, 19
- 14 1945, Über Zeitereignis und Dichtung; GW 2, 285-286
- 15 1945, Verdammen oder verzeihen?; GW 2, 295
- 16 1946, Tagebuch 1946-1949, GW 2, 361 / TB, 19
- 17 1949, Tagebuch 1946-1949, GW 2, 637/638 / TB, 295-296
- 18 Tagebuch 1946-1949, GW 2, 594 / TB, 252
- 19 Sehenszeit, 48
- 20 1946, aus dem Notizheft, 111; Sehenszeit, 23
- 21 1946, Sehenszeit, 22
- 22 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 383 / TB, 41
- 23 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 383 / TB, 41
- 24 Sehenszeit, 23
- 25 GW 2, 338
- 26 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73
- 27 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 611 / TB, 269
- 28 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265
- 29 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73
- 30 1949, Kultur als Alibi; GW 2, 339
- 31 GW 2, 337
- 32 1949, Kultur als Alibi; GW 2, 340
- 33 24.10.1946, aus den Notizheften, H. 84; Sehenszeit, 47
- 34 1947, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 500 / TB, 158
- 35 1946, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 400-401 / TB, 58-59
- 36 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265
- 37 August 1948, aus den Notizheften, H. 120; Sehenszeit, 68
- 38 1948, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 607 / TB, 265
- 39 1948, Brief an Annemarie und Peter Suhrkamp; Sehenszeit, 73
- 40 Tagebuch 1946-1949; Tagebuch 1946-1949; GW 2, 405 / TB, 63
- 41 Tagebuch 1946-1949; GW 2, 405 / TB, 63
- 42 Notizhefte H. 9, 1950; Sehenszeit, 108
- 43 16.12.1951, Brief an Peter Suhrkamp
- 44 19.3.1952, Brief an Peter Suhrkamp
- 45 Cum grano salis; GW 3, 230-231
- 46 1954, Stiller; GW 3, 596 / TB, 247
- 47 1954, ADS / SAH, 149-51
- 48 1966, MNSG, GW 5, 68 / TB, 62
- 49 offen
- 50 Montauk, 79-80
- 51 1964, Und die Schweiz?, Interview in Neutralität; SAH, 207
- 51 1964, Und die Schweiz?, Interview in Neutralität; SAH, 207
- 53 Stiller; GW 3, 432 / TB, 80-81
- 54 1974, Rede Schillerpreis; GW 6, 514,
- 55 1967, Tagebuch 1966-1971; Brunneninschrift Rosenhof GW 6, 59, / TB, 69
- 56 1968, WW Nr. 1796, 11.4.68 / stiw, 242
- 57 1968, WW Nr. 1796, 11.4.68 / stiw, 243
- 58 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 196 / TB, 211-212
- 59 1971, Tagebuch 1966-1971; GW 6, 347 / TB, 373
- 60 alles mit Kissinger: 1971, Tagebuch 1966-1971; GW 6, 272-277 / TB, 292-298
- 61 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 195 / TB, 211
- 62 1949, Tagebuch 1946-1949; GW 2, 697 / TB, 355
- 63 Album, in Tagebuch 1966-1971; GW 6, 307-311 / TB, 330-334
- 64 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 304 / TB, 327
- 65 1974, Schillerpreis-Rede; GW 6, 513,
- 66 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 20 / TB, 23-24
- 67 Tagebuch 1966-1971; GW 6, 324 / TB, 346
- 68 Tagebuch 1966-1971; GW6, 145 -146 / TB, 153
- 69 1958, Büchnerpreis-Rede, in Öffentlichkeit als Partner, TB, 46
- 70 1976, Wir hoffen, Friedenspreis-Rede; GW 7, 11
- 71 DB, TB, 9
- 72 DB, TB, 44
- 73 DB, TB, 7-8
- 74 DB, TB, 14
- 75 DB, TB, 29
- 76 DB, TB, 29
- 77 DB, TB, 127-128
- 78 DB, TB, 155
- 79 DB, TB, 153
- 80 DB, TB, 158
- 81 1975, Notizen zu einer kurzen Reise nach China, 28.10.- 4.11.; GW 6, 757ff
- 82 1977, Rede vor den Delegierten der SPD, Hamburg; GW 7, 35
- 83 1977, Rede vor den Delegierten der SPD, Hamburg; GW 7, 36
- 84 1976, Wir hoffen, Friedenspreis-Rede; GW 7, 12
- 85 1984, Rede an junge Ärztinnen und Ärzte; GW 7, 83
- 86 WoZ 12.3.91
- 87 1984, Rede an junge Ärztinnen und Ärzte; GW 7, 92

1 Warum schreibe ich?

Um zu schreiben! Um die Welt zu ertragen, um standzuhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben. Beginnt es aber nicht mit einem lauterem und unbekümmerten Spieltrieb vorerst, mit einer Selbstverständlichkeit und Verwunderung zugleich, dass uns etwas einfällt, mit einer geradezu natürlichen Machlust, naiv und rücksichtslos, verantwortungslos? Man fängt einfach an. Genauer: Es hat schon angefangen.

Man möchte gehört werden, man möchte nicht so sehr gefallen als wissen, wer man ist. Bin ich ausgefallen, so wie ich meine Zeit erfahre, oder bin ich unter Geschwistern? Man gibt Zeichen von sich. ... man schreit aus Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten. ... Man hebt das Schweigen, das öffentliche, auf, im Bedürfnis nach Kommunikation. Man gibt sich preis, um einen Anfang zu machen. Man bekennt: Hier stehe ich und weiss nicht weiter. Und all dies ungefragt.

2 Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr. Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen ... man wittert Landesgefahr. ... Hier das Gesunde und Ein-für-alle-mal-Richtige und Einheimische und Weiss-Gott-Bewährte, kurzum das Schweizerische, und da kommen nun mitten in unseren Wohlstand unversehens Fremdlinge in Scharen, immer kleinere und immer schwärzere, Calabresen, Griechen, Türken. Hat der Einheimische das verdient?

3 Ich gestehe: eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an, und einige mögen sie rundweg ablehnen, anderen gelingt das nicht.

4 Verletzte auf beiden Seiten. Verhaftete werden in den GLOBUS-Keller gebracht, wo sie, auch wenn sie keinerlei Gegenwehr leisten, nochmals mit Knüppeln zusammengeschlagen werden ... Ohnmächtige bekommen Fusstritte in die Hoden. Strafvollzug durch die Polizei ...

5 Es erübrigt sich, dass man sich mit Männern dieser Behörden freiwillig an einen Tisch setzt, solange die Unruhigen als die Schuldigen gerichtet werden, um das Versagen des Staates ... nicht untersuchen zu müssen. ...

Dieser Staat ist nicht mein Vaterland, er ist ein Apparat und einer, der leerläuft, um zu funktionieren.

Was bin ich?

Vergangene Woche ist mir der Vater gestorben. Ich habe Literatur und Journalistik studiert. Mein Studium muss ich unverzüglich abbrechen, um mich aus eigener Kraft durchzuschlagen, so gut das eben geht. Illusionen mache ich mir keine; ... Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, - jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich?.... Man schreibt und telefoniert und stellt sich vor. Und während man sich selber empfindet, stösst und sticht einen immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich?

6 Indem ich so nach Stellen pilgere, verschiebt sich mir alles. Ich pilgere eigentlich nicht mehr nach Stellen, sondern in erster Linie nach Klarheit. Geld ist notwendig zum Leben, aber noch viel notwendiger ist es zu wissen, was man denn ist und wozu man eigentlich taugt ...

7 Das heimliche Gelübde, nicht mehr zu schreiben, wurde zwei Jahre lang nicht ernstlich verletzt; erst am Tag der Mobilmachung, da ich als Kanonier einrückte, überzeugt, dass uns der Krieg nicht erspart bliebe und dass wir kaum zurückkehren würden, wurde nochmals ein Tagebuch begonnen.

8 Wir werden geboren und haben nicht um unser Leben gebeten, nicht unser Vaterland erwählt. Einmal am Leben aber, ja, wie hängen wir daran, und wie lieben wir auch das Land, das unser Vaterland ist ... "Ich schwöre oder gelobe es ..." ... Wer schwört, wer gelobt, das hört man nicht. Es gehen die hellen Hände empor, und jeder steht in diesem Augenblick für sich, ganz und gar. ... Eigentlich ist es nur eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings gross. Unser ganzes einmaliges und unwiederholbares Dasein ...

9 Nachdem Frankreich gefallen war, was uns fortan in die Lage von Gefangenen versetzte,

erhielt ich einen persönlichen Urlaub, um das Diplom als Architekt zu machen, so dass ich fortan, sofern wir keinen Dienst hatten, als Angestellter meinen Unterhalt verdienen konnte. ... Eine junge Architektin, die mir am Reissbrett half und das Mittagessen richtete, wurde meine Frau, wir heirateten, nachdem wir zusammen ein erstes Haus erbaut hatten.

10 Der Krieg, wie ein Gewitter, rollt in der Ferne ... Der Blitz, die Vernichtung blieb uns erspart. Alles blieb uns erspart, Bewährung jeder Art.

11 In Riga würden jetzt die Juden zu Tausenden in die Wälder geführt und erschossen. So etwas sagte man unter vier Augen, ... um nicht unglaubwürdig zu werden.

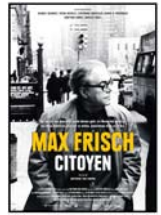
12 Unser Dienst hat sich verändert, unmerklich, aber grundsätzlich. Etwas glauben wir nicht mehr.

13 Ich lese die neuen Berichte von Buchenwald ... Buchenwald bei Weimar, ich sehe nicht ein, wie unsereiner, wenn es uns nicht einfach an Vorstellung fehlt, mit diesen Nachrichten fertig werden soll. Immer endet es in der einzigen, aber hilflosen Gewissheit, dass uns kein Denken, das um diese Dinge herumgeht, wirklich weiterführen kann. Es steht wie ein nächtlicher Fels vor uns, wir können nicht mehr näher an seinem Fusse sein, wir können nicht mehr bezweifeln, er ist da, er ist mitten auf unserem Weg.

14 Der Krieg geht uns in höchstem Grade an, auch, wenn er uns verschont. Unser Glück ist ein scheinbares; wir sind nicht imstande, es wirklich zu geniessen inmitten eines Leichenfeldes, am Rande einer Folterkammer, wir hören die Schreie, aber wir sind es nicht selber, die schreien ...

15 Auch dort, wo das Versagen des Geistes nicht zur aktiven Kriminalität reicht und sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte schweizerische Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut

bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.



16 Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und den Standort stimmt, da es sich erzeugt. ... Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben.

17 Mit Brecht auf der Baustelle. ... Über zwei Stunden stapfen wir umher, hinauf und hinunter, hinein und hinaus, rundherum; ... Von allen, die ich bisher durch die Bauten geführt habe, ist Brecht der weitaus dankbarste, wissbegierig, ein Köhner im Fragen. Intelligenz als Magnet, der die Probleme anzieht, so, dass sie auch hinter den vorhandenen Lösungen hervorkommen.

18 Die Faszination, die Brecht immer wieder hat, schreibe ich vor allem dem Umstand zu, dass hier ein Leben wirklich vom Denken aus gelebt wird.

19 ... es gibt natürlich martervolle Abende, aber immer, zumal wenn wir allein zusammen sind, kommen wir zu den wirklichen Fragen und zu den Gesprächen, die nicht an der Sache vorbeigehen.

20 Heimweh nach einem Deutschland, das man hätte lieben können, nicht müssen; Liebe nicht aus Erbarmen, sondern aus Freude. Was unserer Generation nicht mehr vergönnt war;

21 Kein Tag vergeht, ohne dass ich urteile, bald so, bald anders; es reisst einen hin und her, und was noch mühsamer ist, es bleibt eine Art von schlechtem Gewissen, das sich selber nicht klar wird. Unbehagen der Verschonten, das uns seit Jahren begleitet und oft so wunderliche Blüten treibt: Man macht sich Vorwürfe, dass man überhaupt urteilt. Warum?

22 Solange das Elend sie beherrscht, wie sollen sie zur Erkenntnis jenes anderen Elends kommen, das ihr Volk über die halbe Welt ge-

bracht hat? Ohne diese Erkenntnis jedoch, die weit über die blossen Kenntnis hinausgeht, wird sich ihre Denkart nie verwandeln; sie werden nie ein Volk unter Völkern, was unserer Meinung nach das eigentliche Ziel ist.

23 Für ein Volk, das nur sich selber sieht, gibt es bloss zweierlei: Weltherrschaft wurde versucht, das Elend ist da.

24 ... ich erinnere mich, wie erstickend es war, schon Jahre vor dem Krieg, ... die Plakate, die schwarzen Stiefel, die Lieder, die Trachten, die Gespräche, noch aus der Erinnerung ist es ein Damm gegen blindes Erbarmen, und es fällt erschreckend leicht, sich alles wieder vorzustellen, ja, man steht vor der grässlichen Frage, ob es ohne Ruinen gegangen wäre, ... man kann daran zweifeln.

25 Vor kurzen habe ich Warschau besucht; ... Man kann nicht, meine ich, über Berlin sprechen, wenn man nur Berlin gesehen hat, es besteht sonst die ganz menschlich-natürliche Gefahr, dass unsere Beschäftigung mit der deutschen Frage, die uns ja nicht loslässt, sentimental wird, unwirklich, ungerecht

26 wenn man nicht aus den andern Ländern, die der deutschen Eroberung zum Opfer fielen, ebenso persönliche Eindrücke hat,

27 Und nun steht man so da, die Hände in den Hosentaschen, man hat die Wahl wie überall: ein Zeuge der Verstummen zu sein oder zu verstummen.

28 Man begreift, dass die Polen sich gefragt haben, ob sie Warschau noch einmal besiedeln sollten; sie haben es getan – nicht zuletzt gerade darum, weil mit Bewusstsein versucht worden ist, Warschau für immer auszuliegen.

29 Es ist immer wieder unfasslich, was in Polen geschehen ist und anderswo, es ist immer wieder so, dass man über das eigene leichte Vergessen erschrickt ... es ist nicht ein Feldzug gewesen, den ich schon als solchen verfluchen würde, es ist der Aufbau einer Tötungsindustrie gewesen, eine Tatsache, mit der fertig zu werden das Anliegen von uns allen sein müsste...

30 Man müsste mindestens eines von den zahlreichen Lagern gesehen haben, wo dieses Geschehen stattgefunden hat ... Ich weiss, dass wir all diese Dinge zu wissen meinen, und zwar, wie man sagt, zur Genüge. Wenn man an Ort und Stelle steht, zeigt es sich, dass wir sie durchaus nicht wissen. Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis. Das eigentliche Entsetzen, glaube ich, hat uns noch gar nicht erreicht...

31 Die tausend Geschichten, die man uns erzählt, haben mich mehr und mehr unsicher gemacht, wie ich mich in einer ähnlichen Lage selber verhalten hätte. Sie haben uns erschüttert. Ich meine damit nicht eine Rührung, eine vorübergehende Stimmung, sondern eine durchaus bleibende Veränderung. Sie haben unser Vertrauen in die eigene Menschlichkeit erschüttert.

32 Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, keineswegs gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?

33 Ich bin nicht sicher, ob es ein Weiter gibt. Eine Verwirrung, der ich nichts entgegenzusetzen habe, ist jederzeit möglich, und ich bin nicht einmal sicher, dass ich (ohne anständige Katastrophe) ans Ende komme. Hinter allem, was ich tue, steht eine Menge ungetilgter Angst, die sich mir zu Zeiten, wo ich mich wohl fühle, in Rausch verwandelt. Meine Arbeiten, wo immer sie fertig sind und mir als Spiegel begegnen, erweisen sich als ein Ausweichen; es sind lauter Gebilde der Angst. Ich lebe aus keinem eigenen Verlass heraus.

34 ... wir leben und sterben jeden Augenblick, beides zugleich, nur dass das Leben geringer ist als das andere, seltener, und da wir nur leben können, indem wir zugleich sterben, verbrauchen wir es, wie eine Sonne ihre Glut verbraucht. Erst aus dem Nichtsein, das wir ahnen, begreifen wir für Augenblicke, dass wir leben. Man freut sich seiner Muskeln, man freut sich, dass man gehen kann, man freut sich des Lichtes, das sich in unseren dunkeln Augen spiegelt, man freut sich seiner Haut und seiner Nerven, die uns so vieles spüren lassen, man freut sich und weiss mit jedem Atemzug, dass alles, was ist, eine Gnade ist.

35 In allen Zeitungen findet man die Bilder von Bikini. Etliche Stunden, nachdem die Atombombe losgegangen ist, steht der Rauch wie ein schwarzer Blumenkohl. Mit einer gewissen Enttäuschung vernimmt man, dass die Kreuzer und Zerstörer, die in dem Atoll verankert lagen, noch ziemlich vorhanden sind, also nicht so, dass man sie aufs Brot streichen kann. Die Ziegen, die für diesmal die Menschen vertraten, leben sogar und kauen ihr Futter, als wäre nichts geschehen, die Affen vertragen es schon weniger. Das alles ändert nichts an der grundsätzlichen Freude, die dieses Ereignis auslöst. Bei Hiroshima, als Hunderttausende daran starben, war solche Freude nicht möglich. Diesmal ist es nur eine Hauptprobe. ... der Fortschritt, der nach Bikini führte, wird auch den letzten Schritt noch machen. Die Sintflut wird herstellbar. Das ist das Grossartige. Wir können, was wir wollen, und es fragt sich nur noch, was wir wollen ... das Gefühl, dass wir noch einmal die Wahl haben und vielleicht zum letzten Mal; ein Gefühl von Würde; es liegt an uns, ob es eine Menschheit gibt oder nicht.

36 Wieso haben die Intellektuellen, wenn sie scharenweise vorkommen, unweigerlich etwas Komisches?

37 Der Schwindel dieses Kongresses besteht wesentlich darin, dass die Vergehen und Schwächen der westlichen Mächte ausführlich genannt werden, dagegen wird alles verschwiegen, was auf dieser Seite nicht «human» ist.

38 ... man macht, wie erwartet etwas sonderbare Gesichter, dass ich den Kongress vorzeitig verlassen habe und mich an dem Manifest, das heute in Breslau beschlossen wird, nicht beteilige;

39 ... es ist zurzeit eine sonderbare Luft, eine eigentliche Psychose, eine Hysterie, die viel Angst und wenig Kraft verrät.

40 Oft, während ich hier sitze, immer öfter wundert es mich, warum wir nicht einfach aufbrechen – Wohin?

41 Es genügt, wenn man den Mut hätte, jene Art von Hoffnung abzuwerfen, die nur

Aufschub bedeutet, Ausrede gegenüber jeder Gegenwart, die verfängliche Hoffnung auf den Feierabend und das Wochenende, die lebenslange Hoffnung auf das nächste Mal, auf das Jenseits – es genügt, den Hunderttausend verklavter Seelen, die jetzt an ihr Pültchen hocken, diese Art von Hoffnung auszublasen: gross wäre das Entsetzen, gross und wirklich die Verwandlung.



42 In Zürich verkomme ich durch Gewöhnung. ... Wenn es klappt, will ich im Frühling ... nach Amerika für mindestens ein halbes Jahr. ... Für mich die Notwendigkeit, mich zu regenerieren – durch selbständiges Leben ohne Gewohnheit ... Ich freue mich;

43 ... Die Zeit vergeht mir unglaublich schnell, immer ist es schon wieder Abend, Weihnachten kommen; ich will mich nicht fragen, was ich in diesem Jahr geleistet habe ... – wahrscheinlich ist es ein Jahr des blossen Aufnehmens ... in jedem Fall ist es gut, dass ich ausserhalb der Gewöhnung bin.

Für mich ist es grossartig, Europa einmal von aussen zu sehen; es wird kleiner, ohne wesentlich etwas einzubüssen ...

44 Ich bin neugierig (oder ängstlich) auf die Rückkehr; wie wird mir Zürich vorkommen, wie Amerika, wenn ich zurückblicke ... Allgemein sehne ich mich nach Europa. Was mich ängstet ist die Gefahr, in alte Gewohnheit zurückzufallen.

45 Ein Jahr schon genügt, um anders zu empfinden. ... ohne dass die Befremdung, wie winzig alles ist, gewichen ist, staunt der Heimkehrende, wie proper alles gebaut ist, wie ernst und gewissenhaft. ... und der Heimkehrende wird kaum einen schweizerischen Bau treffen, wo ihm nicht reihenweise etwa die folgenden Beiwörter einfallen: Schmuck, gediegen, gründlich, gepflegt, geschmackvoll, sicher, sauber, gepültzelt, makellos, seriös, sehr seriös. Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht; ... die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn es zu tun.

46 Hat die Schweiz (...) irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? ... Sie sind sich einig in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr eigenes Ziel? Was wollen sie aus ihrem Land gestalten? Was soll entstehen aus dem Gewesenen? Was ist ihr Entwurf?

47 Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selber ins Gesicht zu schauen wagt ... Fangen wir an – wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten ... Im Ernst: gründen wir eine Stadt.

Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. Und vor allem wird er zeigen, uns selber zeigen, dass wir leben, dass wir unseren dringenden Problemen nicht ausweichen mit müder Saniererei.

48 Manchmal scheint auch mir, dass jedes Buch, so es sich nicht befasst mit der Verhinderung des Krieges, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos ist, müssig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, dass man es liest, unstatthaft. Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst.

49 Kinder haben ... Ich habe mich gefreut – für die Frau ...

50 Später, 1955, habe ich die Wohnung verlassen – und wohne allein: zwei Zimmer in einem Bauernhaus, Küche und Bad, Plattenspieler gestattet bis 22.00, man braucht sich nicht zu strecken, um an die Zimmerdecke zu greifen, ... das leise Geräusch im Ölofen, drei arbeitsreiche Winter, drei arbeitsreiche Sommer –

51 Ich brauche Distanz, da ich zu den Dingen, die in der Schweiz vorfielen oder nicht vorfielen, kein neues, lebendiges Verhältnis mehr hatte. Das kann es geben. Es fiel mir nur noch ein, was ich schon gedacht hatte, und das ist steril.

52 Ich denke hier, wenn ich arbeite, nicht an Leute. Heimweh nach Zürich noch keine Minute lang ... Ob es mit der Arbeit je geht, wenn man zu zweit wohnt? ... Ich treffe fast keinen Menschen, gut für die Arbeit. Aber nach einigen Wochen wird es doch eine Übertreibung. ... Es ist eine herrliche Stadt, ich bin heute zwei Stunden kreuz und quer geschlendert, habe Plätze gesehen, die mir ganz unbekannt waren. Vorgestern war ich am Meer ...

53 Es ist stets wieder etwas Wunderbares, dieser Schauer erster Vertraulichkeit, etwas wie ein Zauberstab über alle Welt, die plötzlich wie zu schweben beginnt, etwas so Leises, was doch alles übertönt. Unwillkürlich, aber dann von unverhoffter Seligkeit wie betäubt, so dass ich etwas anderes als unsere kleine Berührung kaum wahrzunehmen vermag, habe ich meine Hand auf ihre Schulter gelegt. ... man hat ein Gefühl, nun bedürfte es in dieser Welt überhaupt keiner Verstellung mehr, ein Gefühl so friedlichen Übermuts.

54 Heimat. Ausser Frage steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen?

55 Hier ruht 1967 niemand
Kein grosser Zeitgenosse
Zürcher Patriot
Denker und Reformator
Staatsmann der Schweiz
Oder Rebell im XX. Jahrhundert
... Kein berühmter Flüchtling wohnte hier
oder starb ungefähr hier zum Ruhm
unserer Vaterstadt.
Kein Ketzler wurde hier verbrannt.
Hier kam es zu keinem Sieg. ...
Hier gedenke unserer Taten heute
Dies Denkmal ist frei
Hier ruht kein kalter Krieger
Dieser Stein, der stumm ist,

wurde errichtet zur Zeit des
Krieges in Vietnam

56 Neutralität kann uns nicht dispensieren von dem Wissen, was in Vietnam geschieht ... Der Vietnamkrieg ist nur die Eskalation einer systematischen Praxis, die nicht Völkermord intendiert, aber auch nicht davor zurückschreckt. Die Schweiz, zumindest als Staat, hat nichts damit zu tun, aber wir sind integriert in das Herrschafts-System, das damit zu tun hat. Hier liegt unser Konflikt.

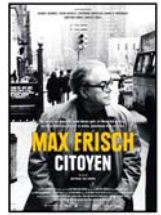
57 Dass die Schweiz sich jeder offiziellen Parteinahme in den internationalen Auseinandersetzungen enthält, ändert nichts daran, dass sie in die US-Herrschaft integriert ist. Ihre Neutralität (heute) ist das korrekte Schweigen eines Vasallen.

58 Ihr ganzer Artikel ist Dreck, aber Sie verdienen einen Haufen Geld damit, und das ist Ihnen die Hauptsache. / Meinen Sie vielleicht, dass der Vietcong keine Morde verübt? / Wenn sie die USA meinen kritisieren zu müssen, warum wohnen sie denn nicht endlich in einem kommunistischen Land, wenn Sie dort alles wunderbar finden? / Sind Sie denn überhaupt Schweizer? / ... weiss ich von Lenin nur einen Satz, aber der stimmt: die nützlichen Idioten. So einer sind Sie genau. Wie lang noch? / Das ist die sogenannte Jugend, die Ihresgleichen unterstützt, Kriminelle, Vorbestrafte, Homosexuelle, Asoziale, Tagediebe. Dafür zahlen wir Steuern. / ... Sauhund! Sie sind ein verreckter Sauhund! Mit Ihrem Schwanz soll man beim Globus die Möwen füttern! Sie ekelhafter Idiot, aber Ihre Hütte wird bald in Flammen stehen! Sauhund! / ... die amerikanischen Soldaten in Vietnam sterben nämlich auch für Sie, Herr Frisch, das vergessen Sie offenbar ...

59 Man erwacht, geht auf die Strasse und überlebt. Das macht fröhlich, fast übermütig. Es braucht nichts Besonderes vorzufallen; es genügt die Tatsache, dass man überlebt von Alltag zu Alltag. Irgendwo wird gemordet, und wir stehen in einer Galerie, begeistert oder nicht, aber gegenwärtig, und es ist nicht gelogen, wenn ich antworte: THANK YOU I'M FINE!

60 Seit vorgestern Einmarsch in Kambodscha, heute im Fernsehen die üblichen Bilder: Tanks

von hinten, Helikopter in Schwärmen, Soldaten mit schiefen Helmen und mit schwerer Packung, Material, Waffen, Munition, ...



Henry A. Kissinger, unser Gastgeber, begrüsst uns herzlich und bittet in sein Vorzimmer. Wir kennen ihn aus Harvard; damals als Professor für politische Wissenschaft war er gelegentlich schon Berater von Präsident Kennedy. Was die Invasion in Kambodscha betrifft, sind wir nicht nur Laien, sondern uns dessen auch bewusst; Henry A. Kissinger hat seit Jahrzehnten theoretisch auf dem Gebiet gearbeitet, das der Laie schlichthin als Krieg bezeichnet, daher seine Gelassenheit zwei Tage nach der Invasion von Kambodscha.

Henry A. Kissinger sagt, dass ihnen der Kambodscha-Entscheid natürlich keine Freude macht. Man hat das kleinere Übel zu wählen (kleiner für wen?), und offenbar habe ich nicht richtig gehört: das kleinere Übel wird höchstens sechs Wochen dauern.

Man weiss von den Kriegsverbrechen durch Zeugen, die im Fernsehen (Channel 13) befragt werden und berichten, was sie in Vietnam verrichtet haben unter der Order: Es werden keine Gefangenen gemacht. FREE FIRE ZONE: es darf alles getötet werden, inbegriffen Kinder. ... Wenn nicht getötet wird, so nur aus einem einzigen Grund: zwecks Verhör, wobei jede Art von Folter vorkommt, übrigens auch sexuelle Befriedigung an Frauen und Männern, bevor sie erschossen werden. ... Im allgemeinen werden die Gefangenen von vorn erschossen, aber zur Abwechslung kann man sie auch an einen Helikopter binden und aus einer gewissen Höhe fallen lassen.

Er fragt, was wir zum Nachtmahl wünschen. ... Ich esse Fruchtsalat, wo Millionen amerikanischer Bürger nicht zu Wort kommen. ...

Ich überlege, warum ich einem Mann, der unter Morddrohung steht, ungerne widerspreche: als schütze es ihn, wenn ich schweige, was immer er sagt. 'Intellectuals are cynical and cynicals have never built a cathedral.' So denken auch Männer in unseren Behörden; ...

61 Einmal im Flugzeug meinte ich, dass ich das Haus erkenne: ein graues Klötzchen in einem Nebental. Es tat mir leid; es steht oft ohne Bewohner. Dann bewahrt es unsere Bücher, die zivilen Dokumente, Briefe, Notizen, das Geschirr. Kommt man eines Tages wieder, so scheint es sehr sachlich. Alles noch da. Es erzählt nichts. Vermutlich hat ab und zu das Telefon geklingelt. Es ist nicht eingestürzt, nur eine Stunde unglaublich: Hier also hausen wir Ohne die Gäste, die je an unserem Granitisch gegessen haben oder im Haus geschlafen haben, wäre es nicht unser Platz; es bliebe eine Landschaft.

62 Was ich in Deutschland suche: die Weite im Verwandten. Die anderen Grössenverhältnisse spiegeln sich immer auch im Menschlichen. Viele tragen hier den Kopf etwas höher, als ihnen zukommt, und verwechseln sich gern mit der Grösse ihrer Anzahl, also mit einer Grösse, deren auch die Schafe und die Läuse sich rühmen könnten; doch wo man eine wirkliche Persönlichkeit trifft, ist sie freier als im kleinen Land, unverkürzt, unverstümmelt, unverklemmt, bei gleicher Anlage hat sie meistens eine reichere Entfaltung; überall spürt man den grösseren Spielraum – auch im Erfreulichen.

63 GERMANY'S GÜNTER GRASS, ... Ein Schriftsteller mit persönlicher Haftung. Er spricht der Nation ins politische Gewissen, das er voraussetzt ... er ist sich bewusst, eine öffentliche Figur zu sein wie kein anderer deutschsprachiger Schriftsteller; weder legt er Wert darauf, von Leuten erkannt zu werden, noch stört es ihn, so scheint es. ... Er repräsentiert. Was er nicht ganz versteht: die Situation des Privatschriftstellers.

64 Kollegialität zwischen Wahlberlinern; ... Wer sich nicht in Berlin niederlässt, ist selber schuld.

65 Heimat. Wo dieser Begriff sich verschärft: in Berlin, wenn ich Woche um Woche die Mauer sehe (von beiden Seiten); ihr Zickzack durch die Stadt, Stacheldraht und Beton, darauf das Zementrohr, dessen Rundung einem Flüchtling keinen Griff bietet, Spitzensportler haben getestet, dass diese Grenze kaum zu überwinden ist, selbst wenn nicht geschossen würde, die

Wachttürme und Scheinwerferlicht auf Sand, wo jeder verbotene Tritt zu sehen ist, Wachhunde – hüben und drüben dasselbe Wetter und fast noch die gleiche Sprache; ...

66 Wenn man die Mauer sieht, so gibt es nichts dazu zu sagen; allerdings lässt sich bei diesem Anblick auch nichts anderes reden.

67 Seit langer Zeit zum ersten Mal am Alexanderplatz. Vorher durch die Schleuse der Verdächtigung; die grünen Uniformen erinnern mich ungerechterweise an die Hitlerzeit. Befangenheit meinerseits. Warum eigentlich? Ich gehöre einem Staat an, der diesen Staat nicht anerkennt; ich anerkenne.

68 Gespräch mit Christa Wolf und ihrem Mann bis vier Uhr morgens. Labsal: dass man Widerspruch gelten lassen kann.

69 Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen, je klarer wir als Schriftsteller werden ... in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen, die aus dem Talent erst den Künstler macht. Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend.

70 Die Jahre des Kalten Krieges zeigten in einem Kleinstaat, der militärisch ohnehin verloren wäre, vielleicht besonders deutlich, was auch anderswo gilt: dass das Feindbild, wie es der Kalte Krieg entwickelt hat und wie es heute weiter gepflegt wird, nicht zuletzt einen innerstaatlichen Zweck hat, die Erhaltung eben einer Herrschaft, die ohne Abschreckung nicht auskommt.

71 Ich bin ungenern Soldat gewesen. Immerhin sind Erfahrungen nicht abzugeben mit der Uniform, Erfahrungen mit unserem Land, mit sich selbst. ...

72 Indem ich mich heute erinnere, wie es damals so war, sehe ich es natürlich nach meiner Denkart heute. Ich wundere mich, wieviel man hat erfahren können, ohne es zu sehen.

73 Ich besitze noch das sogenannte Dienstbüchlein (der Diminutiv ist offiziell) mit Stempeln von Kommando-Stellen und Handschriften zur Beglaubigung geleisteter Dienste (insgesamt 650 Tage) in graues Leinen gebunden, nicht allzu verschlissen. ...

74 Ich habe nie an Dienstverweigerung gedacht ...

75 650 Tage ohne Arrest. Ich muss sehr gehorsam gewesen sein. ...

76 Eine halbe Stunde genügt, damit man nichts mehr denkt. Es war sogar ein gewisser Genuss dabei, man war nicht mehr vorhanden. Man vergass die letzten Nachrichten von Hitler-Siegen. Indem ich einfach gehorchte ging mich alles nichts mehr an ...

77 Die hauptsächliche Erinnerung an Militär: die Erinnerung an Leere. ... man glaubt es sich ungenern, dass man so leer sein konnte. So war es aber. ...

78 Warum erinnere ich mich ungenern? Ich sehe: Ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war ...

79 Die hauptsächliche Erinnerung ist nicht die Erinnerung an Leere. Ich muss mich berichtigen. Die hauptsächliche Erinnerung: wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne dass jemand es als Gewissen übernimmt. ...

80 Gehorsam aus Stumpfsinn, aber auch Gehorsam aus Glauben an die Eidgenossenschaft. Ich wollte ja als Kanonier, wenn's losgeht, nicht draufgehen ohne Glauben. Ich wollte nicht wissen, sondern glauben. So war das, glaube ich.

81 Warum ich eingeladen worden bin, ist nie ausdrücklich gesagt worden. Vor sechs Wochen die erste Begegnung mit Helmut Schmidt in Bonn: Kampfpause für den Bundeskanzler, ein schwarzer Kaffee und Zigaretten vor der nächsten Runde drüben im Bundestag, es fehlt die Musse für die Pfeife. Irgendwas in jener Unterhaltung scheint für den Bundeskanzler erholsam gewesen zu sein; die Naivität meiner Fragen vermutlich. Keinesfalls fliege ich hier als Berater wie die Vertreter der Gewerkschaften,

der Industrie, der Wissenschaft. Mein Beitrag kann nur die Neugierde sein.

Einmal allein mit Helmut Schmidt, bin ich zu langsam, um ihm sagen zu können, was mir in vier Tagen aufgefallen ist, dabei nimmt er sich Zeit, das rechte Bein über das linke geschlagen, jetzt mit der Pfeife. Was Helmut Schmidt selbst zu China denkt, hat er vorher im kleinen Kreis gesagt ... durchaus nüchtern, klugklar und pragmatisch-bündig. Die Vision vom neuen Menschen überlässt er den Chinesen ...

82 Der Ausgang, der böse oder der bessere, war an jenem Sonntag noch ungewiss; ich werde nicht vergessen: ein Mann in der Verantwortung durch Mandat und dieser extremen Verantwortung gerecht als humane Persönlichkeit ...

83 Zwei von vier Menschen, die in Stammheim ihr Ende gefunden haben – und auch wenn wir ihre Taten als Mord verurteilen müssen, bestehe ich auf der Bezeichnung: Menschen – sind Töchter von Pastoren gewesen, also herangewachsen unter moralischen Imperativen, die eigentlich für uns alle gelten; ... Was solche Menschen, Moralisten also, ihrerseits zu Gewalttätern hat werden lassen, die Frage ist unerwünscht, da sie zwar nicht zu einer Rechtfertigung von Morden führen kann, jedoch zur Frage: ... Wie unschuldig sind wir an der Wiederkunft des Terrorismus oder schuldig – nicht als Sympathisanten, ... sondern als Biedermänner schuldig durch familiären und institutionalisierten Unverstand gegenüber einer ganzen

Generation? Ich frage. Wieviel Wirkungsraum wurde dieser Generation eingeräumt, um ihre Epoche zu gestalten, zusammen mit den Vätern?

84 Wozu die Utopie? ... Ob es die Utopie ist von einer brüderlichen Gesellschaft ohne Herrschaft von Menschen über Menschen oder die Utopie einer Ehe ohne Unterwerfungen, ... die Utopie einer Menschenliebe, die sich kein Bildnis macht vom andern, oder die Utopie einer Seligkeit im Kierkegaard'schen Sinn, in-



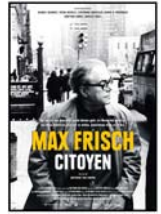
dem uns das Allerschwerste gelänge, nämlich, dass wir uns selbst wählen und dadurch in den Zustand der Freiheit kommen; ... alles in allem: die Utopie eines kreativen und also verwirklichten Daseins zwischen Geburt und Tod – eine Utopie ist dadurch nicht entwertet, dass wir vor ihr nicht bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt. Sie ist unerlässlich, der Magnet, der uns zwar nicht von diesem Boden hebt, aber unserem Wesen eine Richtung gibt in schätzungsweise 25000 Alltags. Ohne Utopie wären wir Lebewesen ohne Transzendenz.

85 Lange bevor wir uns selbst als sterblich begreifen, haben wir die Erfahrung von Zeit als Vergängnis, das sehr frühe Erlebnis, dass das Leben immerzu eine Todesrichtung hat. Ohne diese Erfahrung würde sich die Sinnfrage nicht stellen. Ohne die Sinnfrage, ob sie dann eine Antwort findet oder in die Verzweiflung führt, gibt es den Menschen nicht. ...

Die Bewusstheit, dass der natürliche Tod, der eigene, fällig ist, steigert nicht unbedingt die Todesangst, aber es mindert meine Gewissheit im bisher Begriffenen und das Vertrauen in die Sprache, die ich lebenslang geübt habe. Altersweisheit als die Entlassung aus dem Zweifel – nein im Gegenteil.

86 Obschon kein Eintrag in meiner Fiche hinweist auf ein verfassungswidriges Verhalten ... bin ich also über 43 Jahre lang observiert worden. ... Und hiermit wird der Staatsschutz, so wie er eingesetzt wird, eine verfassungswidrige Institution. Und kein Bundesrat, der im Laufe der Jahrzehnte diesen Verfassungsbruch betrieben oder im Kollegialprinzip geduldet hat, wird zur Rechenschaft gezogen. ... was mich mit diesem Staat heute noch verbindet: ein Reisepass (den ich nicht mehr brauchen werde).

87 Was von uns bleibt: eine Unsumme wieder verfügbarer Atome als Baustoff für immer andere Organismen oder auch Nichtorganismen; eine endliche Unsumme, irrelevant in der unendlichen Geistmaterie mit ihren Pulsaren und Schwarzen Löchern etc. ... «Auf der Welt sein: Im Licht sein. ... Standhalten der Zeit, der Ewigkeit im Augenblick. Ewig sein: Gewesen sein.»



AUSWAHL AUS DER ZITATENSAMMLUNG VON MATTHIAS VON GUNTEN



ABKÜRZUNGEN

- **GW** Max Frisch, Gesammelte Werke, 7 Bde
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1976/1986
- **SAH** Max Frisch, Schweiz als Heimat?
Hrsg. von Walter Obschlager
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1990
- **Sehenszeit** Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit.
Hrsg. von Julian Schütt
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1998
- **TB** Taschenbuch im Suhrkamp Verlag
- **FdT** Max Frisch, Forderungen des Tages.
Hrsg. von Walter Schmitz
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1983
- **MNsG** Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1964
- **ADS** achtung: die Schweiz, 1955
- **WW** Weltwoche
- **DB** Max Frisch, Dienstbüchlein
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1974
- **stiw** Max Frisch, Stich-Worte
Ausgesucht von Uwe Johnson
Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 1997



Matthias von Gunten, der Autor des Films, hat in seiner Recherchenarbeit zur Auswahl der im Film verwendeten Texte von Max Frisch, aus den gesammelten Werken eine umfangreiche Zitatensammlung angelegt.

Die nachfolgenden Zitate sind eine Auswahl aus dieser Sammlung.

Um mit den Texten besser arbeiten zu können, hat Matthias von Gunten den einzelnen Zitaten zum Teil einen Titel gegeben.

Die Titel sind in der Sammlung **fett geschrieben und blau** markiert.

Die *Quellenangaben* stehen jeweils unter den Zitaten.

88 Was bin ich?

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Aussenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, - jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich? Man heisst es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier uneinlösbare Wechsel, diese Gedanken und Gefühle. ... Das Aufreibende ist die eigene Unsicherheit. Man schreibt und telefoniert und stellt sich vor. Und während man sich selber empfiehlt, stösst und sticht einen immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich? Bis hinein in die Träume verfolgt einen das.

1932, *Was bin ich 2*, GW 1, 16-18

89 Der Krieg geht uns in höchstem Masse an

Der Krieg geht uns in höchstem Masse an. Grade auch, wenn er uns verschont. Unser Glück ist ein scheinbares; wir sind nicht imstande, es wirklich zu geniessen inmitten eines Leichenfeldes, am Rande einer Folterkammer, wir hören die Schreie, aber wir sind es nicht selber, die schreien, wir selber bleiben ohne Tiefe des erlittenen Leides, aber dem Leiden zu nahe, um Lachen zu können;

GW 2, 286

90 Wo die eigene Presse zu den Massakern schweigen musste und schwieg

Auch dort, wo das Versagen des Geistes nicht zur aktiven Kriminalität reicht und sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte schweizerische Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.

1945, *verdammten oder verzeihen*, GW 2, 295

91 Urteilen

Kein Tag vergeht, ohne dass ich urteile, bald so, bald anders; es reisst einen hin und her, und was noch mühsamer ist, es bleibt eine Art von schlechtem Gewissen, das sich selber nicht klar wird, Unbehagen der Verschonten, das uns seit

Jahren begleitet und oft so wunderliche Blüten treibt: Man macht sich Vorwürfe, dass man überhaupt urteilt.

Warum?

Jedes Urteil, das wir abgeben, enthält auch schon immer das Urteil über uns selber, und davor die Angst: man möchte kein Pharisäer sein. Um nichts in der Welt. Vielleicht ist man aber wirklich einer, vielleicht nicht immer, jedenfalls aber dann, wenn ich besorgt bin um den guten Anschein der eigenen Person, nicht um das Elend, das man vor Augen hat, nicht um die Erkenntnis seiner Gründe.

Ausflucht ins Verzeihen?

Auch das Verzeihen setzt schon immer ein Verurteilen voraus; es ist kein Unterschied im Hochmut, es kommt nur noch die Angst hinzu, dass man sich eines Hochmuts schuldig mache. Man ist dazu noch feige. Man greift nicht zum Messer, weil man sich nicht ins eigene Fleisch schneiden will, indem man urteilt. Man schweigt. Nur dass der Verzicht, sich ins Wagnis eines Urteils einzulassen, noch keine Gerechtigkeit ist, nicht einmal Milde und Güte, sondern einfach unverbindlich und weiter nichts, nun ist aber gerade die Unverbindlichkeit, wie wir wissen, die allgemeinste Art von Mitschuld.

1946, *Notizen einer kleinen deutschen Reise*, *Sehenszeit*, 22/23

92 Wir leben auf einem laufenden Band

,Wir leben auf einem laufenden Band, und es gibt keine Hoffnung, das wir uns selber nachholen und einen Augenblick unseres Lebens verbessern können. Wir sind das Damals, auch wenn wir es verwerfen, nicht minder als das Heute –

Die Zeit verwandelt uns nicht.

Sie entfaltet uns nur.

Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, dass man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heisst: sich selber lesen. Was selten ein reines Vergnügen ist; man erschrickt auf Schritt und Tritt, man hält sich für einen fröhlichen Gesellen, und wenn man sich zufällig in

einer Fensterscheibe sieht, erkennt man, dass man ein Griesgram ist. Und ein Moralist, wenn man sich liest. Es lässt sich nichts machen dagegen. Wir können nur, indem wir den Zickzack unserer jeweiligen Gedanken bezeugen und sichtbar machen, unser Wesen kennenlernen, seine Wirrnis oder seine Einheit, sein Unenterrinnbares, seine Wahrheit, die wir unmittelbar nicht aussagen können, nicht von einem einzigen Augenblick aus –.

1946, *Ta 1*, GW 2, 360/361, 360/361

93 Eigenes Anschauen

In einer Welt, die auf Vorurteile verhext ist, scheint mir das eigene Anschauen besonders wichtig.

SAH, 561

Unser Streben geht vermutlich dahin, alles auszusprechen, was sagbar ist, sie Sprache ist wie ein Meissel, der alles weghaut, was nicht Geheimnis ist, und alles Sagen bedeutet Entfernen. Es dürfte uns insofern nicht erschrecken, dass alles, was einmal zum Wort wird, einer gewissen Leere anheimfällt. ... Wie der Bildhauer, wenn er den Meissel führt, arbeitet die Sprache, indem sie die Leere, das Sagbare, vortreibt gegen das Geheimnis, gegen das Lebendige. Immer besteht die Gefahr, dass man das Geheimnis zerschlägt, und ebenso die andere Gefahr, dass man vorzeitig aufhört, dass man es einen Klumpen sein lässt, dass man das Geheimnis nicht stellt, nicht fasst.

Stiw, 75, *Ta 1*, 42, GW 2, 379

94 Aufbrechen

Oft, während ich hier sitze, immer öfter wundert es mich, warum wir nicht einfach aufbrechen –
Wohin?

Es genügte, wenn man den Mut hätte, jene Art von Hoffnung abzuwerfen, die nur Aufschub bedeutet, Ausrede gegenüber jeder Gegenwart, die verfängliche Hoffnung auf den Feierabend und das Wochenende, die lebenslängliche Hoffnung auf das nächste Mal, auf das Jenseits – es genügte, den Hunderttausend versklavter Seelen, die jetzt an ihr Pültchen hocken, diese Art von Hoffnung auszublasen: gross wäre das Entsetzen, gross und wirklich die Verwandlung.

GW 2, 405

95 'Nun singen sie wieder'

das Stück 'Nun singen sie wieder' ist nicht aus der vermessenen Absicht entstanden, dem deutschen Volke zu raten, sondern einfach aus dem Bedürfnis, eine eigene Bedrängnis loszuwerden.

1946, *Ta 1*, GW 2, 470



96 Gott und Angst

Es gibt keine Form, die als solche vermögend ist, die heilen kann, die Menschliches verändert; entweder sie bleibt entlehnt, was teilweise in meinen Arbeiten der Fall ist, oder sie wandelt sich, was ebenfalls der Fall ist, sie wandelt sich dem Menschen an und zwar im Grade seiner vorhandenen Begabung: Begabung aber ist keine Heilung, nur ein Vermögen der Spiegelung, und die Heilung kann nur aus dem Menschlichen kommen. Oder auch das nicht; sondern aus Gott. Hier aber fehlen mir alle Beziehungen. Ich verfüge, wenn ich die Bilder meines Wunsches abziehe, über keine zweifelloste Gotteserfahrung. Hinter allem, was ich tue, steht eine Menge ungetilgter Angst ...

24.10.1946, aus den *Notizheften*, *Sehenszeit*, 47

97 Wir wollen die Würde

Wir wollen die Würde aller Menschen. Daran müssen wir uns immer wieder erinnern, damit unser Gespräch sich nicht verliert. Die Würde des Menschen, scheint mir, besteht in der Wahl. Das ist es, was den Menschen auch vom Tier unterscheidet.

1947, *Ta 1*, GW 2, 488

98 Das Verkrampfte unserer Landsleute

Was auffällt, wenn man draussen gewesen ist. Das Verkrampfte unserer Landsleute, das Unfreie unseres Umganges, ihre Gesichter voll Fleiss und Unlust; nicht auszuhalten, wenn sie von ihrem bescheidenen Wesen reden; in Wahrheit, sobald gewisse Hemmungen fallen, zeigt sich das Gegenteil; es fehlt nicht an gestautem Ehrgeiz, der auf Weltmeisterschaften lauert, und in besseren Kreisen sind es Pestalozzi, Gotthelf, Burckhardt, Keller und andere Verstorbene, die man sich ins Knopfloch steckt; man erschrickt oft über sich selber, über die fast krankhafte Empfindlichkeit, wenn ein anderer nicht begeistert ist von uns. Irgendwie fehlt uns das natürliche Selbstvertrauen. ...

Dabei wäre die nüchterne Zurückhaltung

unserer Landsleute, wenn sie stimmt, geradezu wunderbar; was sie fragwürdig macht, ist der bedenkenlose Kniefall vor allem Fremden.
1947, Ta 1, GW 2, 491

99 Schriftstellerei

Selbst wenn dieser Aufruf der Schriftsteller zustande kommen würde, könnte er eine wirkliche Bedeutung haben? Die Völker wollen den Frieden; würden die Schriftsteller, und wenn es solche mit Ruhm sind, als Stimmen ihrer Völker gelten? Ich denke mich als Zeitungsleser, dem dieser Aufruf unter die Augen kommt; meine Regung: Sieh mal an, die Schriftsteller aller Welt! ...und indem ich die Zeitung dem andern überlasse und zu meinem Kaffee übergehe, sage ich vielleicht:
Schade, dass die Schriftsteller und Dichter heutzutage so gar keinen Einfluss haben!
1947, Ta 1

100 Friede und totale Vernichtung

Wenn man von Frieden redet, was ist gemeint? Gemeint ist meistens nur die Ruhe, die durch Vernichtung eines Gegners erreicht wird. Ein amerikanischer Friede oder ein russischer Friede. Ich bin weder für diesen noch für jenen, sondern für den Frieden: den Nicht-Krieg. Wollen wir uns mit den Wörtern, die wir in den Mund nehmen, nichts vormachen, kann man mit vollem Ernst daran zweifeln, ob Friede überhaupt ein anständiges Wort ist, ein Wort, das etwas Mögliches bezeichnet, und das Unmögliche, das bisher Unverwirklichte, wieso soll es gerade unserem Geschlecht gelingen, das sich jedenfalls nicht durch sittlichen Schwung auszeichnet?
Das einzig Besondere, was diesem unserem Geschlecht eignet, was es von allen vorherigen unterscheidet, ist seine grundsätzliche Lage: die technische Möglichkeit, eine gesamthafte Vernichtung durchzuführen, hat keine frühere Zeit besessen, der Krieg ist stets ein unvollkommenes Morden gewesen, örtlich beschränkt, sogar bei den so genannten grossen Glaubenskämpfen erlahmte er regelmässig, bevor Gott die vollkommene Vernichtung der ketzerischen Partei gelungen war. Es fehlte nicht am Wahnsinn, das zu wollen, nur an den technischen Mitteln. Nun sind diese Mittel aber da, die nichts mehr zu wünschen übriglassen.
1948, Ta 1, GW 2, 614/615

101 Wer sich nicht mit Politik befasst ...

Wer sich nicht mit Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich sparen möchte, bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei.
1948 Ta 1, GW, 632

102 Wunden offen halten

Ein Freund, ein verehrter, schreibt: "Ich kann nicht verschweigen, dass ich dieses gewaltsame Offenhalten von Wunden, zu dem du Dich wie so viele andere offenbar verpflichtet fühlst, für ein eigentliches Unglück halte."
Ich halte für ein eigentliches Unglück: das Verbinden von Wunden, die noch voll Eiter sind – und sie sind voll Eiter – das Vergessen der Dinge, die nicht durchschaut, nicht begriffen, nicht überwunden und daher nicht vergangen sind.
Aber sind auf meiner Seite so viele?
1949, Ta 1, GW 2, 647

103 Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht

Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht; die ganz allgemeine Mentalität, die aus der Erfahrung entstanden ist, dass es in der Demokratie nie ohne politischen Kompromiss geht, die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn es zu tun. Man kann es Mässigung nennen, um sich damit abfinden zu können. Aber ist es gut, dass wir uns damit abfinden? Verzicht auf das Wagnis, wenn er zur Gewöhnung wird, bedeutet im geistigen Bezirk ja immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, aber unaufhaltsame Art von Tod. Und tatsächlich lässt es sich ja mit aller Geschäftigkeit kaum verbergen, dass die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch immer geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will.
Gw 3, 231

104 Plötzlich versteht man nun auch die Sucht nach materieller Perfektion, die nicht bloss unsere Architektur, sondern jede schweizerische Manifestation bestimmt; sie ist ein Ersatz, ein unbewusster. Um nicht gröblich missverstanden zu werden: Nicht der demokratische Kompromiss ist das Bedenkliche, sondern der Umstand, dass die allermeisten Schweizer bereits ausser-

stande sind, an einem Kompromiss überhaupt noch zu leiden. Warum sollten sie! Wir haben so manches hehre Wort, um den Kompromiss zu vergötzen, ja, es geht ja soweit, dass das Bedürfnis nach Grösse schlechterdings verpönt ist; es gilt als unschweizerisch. Ist es aber nicht so, dass der gewohnheitsmässige Verzicht auf das Grosse (das Ganze, das Vollkommene, das Radikale) schliesslich zur Impotenz sogar der Phantasie führt? ... Die offensichtliche Armut an Begeisterung, die allgemeine Unlust, die uns in der Schweiz entgegenschlägt, sind das keine erschreckenden Symptome?
1953, Cum grano salis, GW 3, 231

105 Selbstannahme

Solange ja ein Mensch nicht sich selbst annimmt, wird er stets jene Angst haben, von der Umwelt missverstanden und missdeutet zu werden; es ist ihm viel zu wichtig, wie wir ihn sehen, und gerade mit seiner bornierten Angst, von uns zu einer falschen Rolle genötigt zu werden, macht er zwangsläufig auch uns borniert. Er möchte, dass wir ihn frei lassen; aber er selbst lässt uns nicht frei. Er gestattet uns nicht, ihn etwa zu verwechseln. Wer gewaltig wen? Darüber wäre viel zu sagen. Die Selbsterkenntnis, die einen Menschen langsam oder jählings seinem bisherigen Leben entfremdet, ist ja bloss der erste, unerlässliche, doch keineswegs genügende Schritt. Wie viele Menschen kennen wir, die eben auf dieser Stufe stehenbleiben, sich mit der Melancholie der blossen Selbsterkenntnis begnügen und ihr den Anschein der Reife geben! ... Er war im Begriff, den zweiten und noch viel schwereren Schritt zu tun, herauszutreten aus der Resignation darüber, dass man nicht ist, was man so gerne gewesen wäre, und zu werden, was man ist. Nichts ist schwieriger als sich selber anzunehmen.
1954, stiw 139, Stiller, 536

106 Und wenn die Russen nicht kommen?

Hat die Schweiz (...) irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? Zu bewahren, was man besitzt oder besessen hat, ist eine notwendige Aufgabe, doch nicht genug; um lebendig zu sein, braucht man ja auch ein Ziel, dieses Unerreichte, was die Schweiz kühn macht, was sie beseelt, dieses Zukünftige, was sie gegenwärtig macht? Sie sind sich einig in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber

hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr eigenes Ziel? Was wollen sie aus ihrem Land gestalten? Was soll entstehen aus dem Gewesenen? Was ist ihr Entwurf? Haben sie eine schöpferische Hoffnung? ... Das Heimweh nach dem Vorgesetzten, das die meisten Menschen hierzulande bestimmt, ist bedrückend ...
1954, Stiller, 326, stiw, 150



107 Als Schweizer nicht der Welt angehören

Wir haben uns damit begnügt, allenthalben einen möglichen vorteilhaften Handel zu treiben, und erleben ein heimliches Unbehagen, das durch keinen noch so ergötzlichen Wohlstand zu verschweigen ist. Es ist das Unbehagen, zwar die Welt bereisen zu können, aber als Schweizer nicht wirklich der Welt anzugehören.
1954, ADS, 5, stiw, 151

108 In der entscheidenden Auseinandersetzung unserer Zeit sind wir bis zum heutigen Tag beiseite gestanden, erfüllt von einem Gefühl, ohnmächtig zu sein im Streit der Grossen. ...
Unser Beiseitestehen kommt nicht zuletzt daher, dass wir von einem kalten Krieg reden, das heisst: wir haben das Problem nicht begriffen, sondern lediglich die Tagesereignisse verfolgt, die sich unserer Zuständigkeit entziehen. Ein wirkliches Eingreifen in die grosse Auseinandersetzung, die auch uns angeht, ein Eingreifen, das mehr als unverbindliche Stammtisch-Besserwisserie wäre, haben wir nicht gefunden. Haben wir es überhaupt gesucht? Die Konjunktur, die unser Land dominiert und deformiert, macht alles Suchen überflüssig, scheint es. Den allermeisten Schweizern geht es ja so grossartig; es besteht kein Anlass zu geistiger Besorgnis, scheint es. Höchste aller Besorgnisse: die Konjunktur könnte nicht ewig sein. ... So wacht man mit patriotischem Eifer, dem die Selbstkritik schon als Verrat erscheint.
1954, ADS, SAH, 137

109 Es gilt, das Feld zu finden, wo auch wir, als Kleinstaat, eingreifen können – nicht nach dem Mass unserer militärischen Macht, sondern nach dem Mass unseres Geistes, nach dem Wert unserer Lebensform, nach der Vitalität unserer Idee.

Daher die Frage: Hat die Schweiz, die heutige, eine Idee? Und wenn sie eine hat, wo finden wir die verbindliche Manifestation dieser Idee? 1954, *ADS, SAH, 139*

110 Es fehlt die Tat. Das heisst. Wir arbeiten, aber wir arbeiten im Zeichen der Resignation. Wir tun, was gerade möglich ist, aber wir verändern nichts. Wir fügen uns der gefährlichen Entwicklung, ohne eine Wandlung unseres Denkens auch nur einzuleiten. ... Wir arbeiten sogar übermässig, aber es ist mit Arbeit nicht zu machen. Es geht nicht ohne Tat, ohne eine Wandlung unseres Denkens. Und da die Tat fehlt, widmet man sich seiner persönlichen Karriere. Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, ... 1954, *ADS, SAH, 145*

111 Der Schweizer beginnt international als die Figur des Neureichen bekannt zu werden. Das ist nicht unbegründet. Unser Reichtum (als Nation) hat keine entsprechende Leistung hervorgebracht. Wir verlieren nur die Lebensform der Vorfahren, zwangsläufig, wir mumifizieren sie in Festen; das Schweizerium wird zum Kostüm, das als Kostüm gepflegt wird. 1954, *ADS, SAH, 147*

112 Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. Wir wollen kein schweizerisches Minderwertigkeitsgefühl, keinen schweizerischen Grössenwahn; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selber ins Gesicht zu schauen wagt, eine Schweiz, die sich nicht vor der Wandlung scheut, eine Schweiz, die ihre Idee an den heutigen Problemen und mit den heutigen Mitteln zu verwirklichen sucht.

Was nicht ohne Streit gehen wird, selbstverständlich nicht; wir werden streiten müssen, was wir unter der eidgenössischen Idee eigentlich verstehen, was wir an unseren heutigen Verhältnissen als eidgenössisch anerkennen, was nicht. Dieser Streit wird uns nicht schwächen, sondern stärken; denn es wäre endlich wieder ein Streit um das Wesentliche, und es wird sich zeigen, wieviel lebendiger Geist noch

vorhanden ist. Wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.

Ich liebe die Schweiz so wie sie ist; aber weil sie so ist, wie sie ist, und weil ich sie liebe, geht es nicht ohne Kritik, ohne Selbstkritik. 1. *Augustrede 1957*

113 Etwas zu sagen haben ...

Plötzlich soll man etwas zu sagen haben, bloss weil man Schriftsteller ist. So rächt sich die Öffentlichkeit dafür, dass wir sie angesprochen haben. 1958, *Öffentl. als Partner, GW 4, 244*

114 Um zu schreiben! Um die Welt zu ertragen, um standzuhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben. Beginnt es aber nicht mit einem lauterem und unbekümmerten Spieltrieb vorerst, mit einer Selbstverständlichkeit und Verwunderung zugleich, dass uns etwas einfällt, mit einer geradezu natürlichen Machlust, naiv und rücksichtslos, verantwortungslos? Man fängt einfach an. Genauer: Es hat schon angefangen. Insgeheim und weil man bei allen Kapriolen des Grössenwahns nicht an Veröffentlichung glaubt, ohne einen Schatten von Verantwortung.

Eines Tages erwacht man und sieht sich veröffentlicht, das ist alles; die heikle Frage, welche Verantwortung der Schriftsteller gegenüber der Gesellschaft habe, stellt sich anständigerweise ja erst von einer gewissen Wirkung an. Lange vorher aber, fast von Anfang an, tritt etwas andres ein, was die Keuschheit unseres Machens trübt: die Eitelkeit, die Versuchung, dass man schreibt, bloss um in der Öffentlichkeit zu sein. Wieso dies eine Ehre sein soll, bleibt rätselhaft; in der Öffentlichkeit zu sein gelingt auch jedem Radrennfahrer und jedem Minister. Sind nicht vielleicht manche Schriftsteller nur darum so kämpferisch gegen dies oder das, um es nicht als Eitelkeit zu erkennen, wenn sie immer und immer wieder in die Arena springen? ...

Wie aber steht es mit den wirklichen Ehrungen, nach denen wir lechzen, je unglücklicher wir mit unsrer Arbeit sind? Natürlich bringen sie nie eine Genesung, nur Linderung durch Selbstironie. Warum also, meine ich, veröffentlichten wir trotz solcher Erfahrungen? Es muss noch etwas anderes sein, was uns drängt, nicht nur jener Spieltrieb und der Drang, Dämonen

zu bannen, indem man sie an die Wand malt, nicht nur die naive Machlust, die ja auch hinter geschlossenen Türen sich austoben könnte, sondern etwas anderes, was über das Machen hinaus zur Veröffentlichung des Gemachten drängt, etwas ebenso Naives: Bedürfnis nach Kommunikation.. 1958, *Öffentl. als Partner, GW 4, 245*

115 Man möchte gehört werden, man möchte nicht so sehr gefallen als wissen, wer man ist. Bin ich ausgefallen, so wie ich meine Zeit erfahre, oder bin ich unter Geschwistern? Man gibt Zeichen von sich. Man ruft über jene Sprache hinaus, die Konvention ist und die Einsamkeit nicht aufhebt, sondern nur verbirgt, man schreit aus Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten. Man hat Durst nicht nach Ehre, aber nach Menschen, aber nach Menschen, die nicht im persönlichen Leben mit uns verstrickt sind. Man hebt das Schweigen, das öffentliche, auf im Bedürfnis nach Kommunikation. Man gibt sich preis, um einen Anfang zu machen. Man bekennt: Hier stehe ich und weiss nicht weiter. Und all dies ungefragt. 1958, *Öffentl. als Partner, GW 4, 246*

116 Verantwortung

Ich sage: Schreibend, um zu schreiben, um schreibend der Welt standzuhalten, schreibend aus Machlust und Drang, Dämonen zu bannen, aber auch aus Bedürfnis nach Kommunikation, was Veröffentlichung verlangt, gelangen wir über die Hürden der Eitelkeit (mehr oder minder strachelnd) in eine Verantwortung, die man eigentlich nicht vermutet hat, nicht gesucht, sie ist eine Folge des Erfolgs. 1958, *Öffentl. als Partner, GW 4, 248*

117 Spreche ich (nicht um mich wichtig zu machen, sondern um mich auf die Dinge zu beschränken, die ich weiss) von mir selbst, so müsste ich sagen, dass ich die gesellschaftliche Verantwortung des Schriftstellers nicht bloss angenommen, sondern mich, rückläufig sozusagen, sogar zum Irrtum verstiegen habe, dass ich überhaupt aus solcher Verantwortung heraus schreibe... 1958, *Öffentl. als Partner, GW 4, 247*

Vor die Wahl gestellt, ein Engagement auf die Dogmen des Ostens oder ein Engagement auf die Dogmen des Westens einzugehen, ent-

scheiden sich die meisten von uns (nach ihren Werken zu schliessen) für l'art pour l'art, was meistens Tarnung ist. Was bleibt uns anderes übrig, um wahrhaftig zu bleiben? Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen, je klarer wir als Schriftsteller werden, je konkreter nämlich, je absichtloser in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen, die aus dem Talent erst den Künstler macht. Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend. Wir brauchens nicht an die grosse Glocke zu hängen; aber das ist ja unser Engagement. 1958, *Stiw 166, Öffentl. als Partner*



118 Angst vor der Zukunft

Ich möchte die Angst vor der Zukunft geradezu als das Grundgefühl des Schweizer Zeitgenossen bezeichnen. Ist ihnen nie aufgefallen, dass das Wort 'Utopie' bei uns ausschliesslich im negativen Sinne verwendet wird? Eben hier liegt der Hase im Pfeffer, denn auch die Schweiz, und gerade die Schweiz, ist aus nichts anderem als einem utopischen Gedanken entstanden.

119 ... was den Schweizer Schriftsteller meinem Gefühl nach vor allem hemmt, ja oft geradezu lähmt, ist das Geschichtslose unserer Existenz. Ich meine damit weniger, dass wir von den grossen Entscheidungen ausgeschlossen sind – das liesse sich gerade heute allenfalls verschmerzen –, als vielmehr, dass wir keinen Entwurf von uns selber und damit keine Zukunft haben. 1960, *Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie, GW 4, 258*

120 Warum schreibe ich?

Warum schreibe ich? Ich möchte antworten: aus Trieb, aus Spieltrieb, aus Lust. Ferner aus Eitelkeit; man ist ja auch eitel. Aber das reicht nicht für eine Lebensarbeit; das verbraucht sich an Misserfolgen, und wenn es zum Erfolg kommt, verbraucht es sich an der Einsicht, wie unzulänglich vieles ist. Warum schreibe ich dennoch weiter? Was sich nicht verbraucht,

ist das Bedürfnis (ebenso ursprünglich wie der Spieltrieb) nach Kommunikation.

RA 1964/1, *stiw*, 156

121 Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft

Ich gestehe: eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an, und einige mögen sie rundweg ablehnen, anderen gelingt das nicht. Das spätere Selbstmissverständnis, dass dies ein Missverständnis gewesen ist, ändert wiederum nichts daran, dass eine Verantwortlichkeit, wenn auch eine nachträgliche, sich eingestellt hat als unlustiges Bewusstsein; es hat mit Auftrag nichts zu tun, wenn ein Schriftsteller sich die mögliche Wirkung überlegt von seiner Gesinnung her. Dabei ist Gesinnung kein Vorsatz beim Schreiben, sondern eine Konstitution, die beim Schreiben weitgehend unbewusst bleibt.

RA 1964/1, *stiw*, 156

122 Das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich ...

Manche Schriftsteller halten die Literatur gerade in politischen Dingen für untauglich und bevorzugen die direkte Aktion; ich denke: zu Recht. Das geht zugunsten der Politik und zugunsten der Literatur. Die Domäne der Literatur? das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten ... – das ist es, was wenigstens mich interessiert, was mir darstellenswert erscheint: alles, was Menschen erfahren, Geschlecht, Technik, Politik als Realität und als Utopie, aber im Gegensatz zur Wissenschaft bezogen auf das Ich, das erfährt.

1969, *Dramaturgisches*, 33, *stiw*, 118

123 Fragebogen

Sind sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert? Hätten Sie lieber einer anderen Nation (Kultur) angehört und welcher?

Wenn Sie Macht hätten zu befehlen, was Ihnen heute richtig scheint, würden sie es befehlen gegen den Widerspruch der Mehrheit?

Ja oder Nein?

Warum nicht, wenn es Ihnen richtig scheint?

Wenn Sie sich beiläufig vorstellen, Sie wären nicht geboren worden: beunruhigt sie diese Vorstellung?

Ta2, *GW* 6, 7

124 Überfremdung: Bedrohung, Verteidigung, Abwehr

Fast hat man den Eindruck, dass Zukunft überhaupt als Bedrohung empfunden wird. Daher immer und immer der Begriff der Verteidigung, der Abwehr. Eine andere Hoffnung als eben diese, dass wir trotz der geschichtlichen Entwicklung bleiben, was wir sind, kommt nicht zum Ausdruck;

GW 5, 381

125 Sind Literaten Politiker?

Zuständigkeit der Literatur? Die Erkenntnis-Vorstösse unseres Jahrhunderts verdanken wir nicht der Literatur. Wer von der Literatur erwartet, dass sie das Weltbild bestimme, wird also von einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl nicht verschont bleiben. Zwar spiegelt die Literatur, die ihren Namen verdient, die Verwandlungen unseres Bewusstseins, aber sie spiegelt sie nur; die Anstösse zur Verwandlung des Weltbildes kommen anderswoher. Erübrigt sich somit Literatur? Zuweilen kann man sich fragen, ob es nicht dieses Minderwertigkeitsgefühl ist, was zum sogenannten Engagement nötig. Keiner von uns lässt sich gerne sagen, er wohne im Elfenbeinturm. Das nötig auch Schriftsteller, die im Grund kein politisches Temperament haben, zu dem Postulat, Literatur müsse eine gesellschaftliche Funktion haben. Das ist Selbstrechtfertigung. Auch wenn die Gesellschaft gar nicht überzeugt ist, dass sie unser Engagement braucht, wir brauchen's.

Manche Schriftsteller halten die Literatur gerade in politischen Dingen für untauglich und bevorzugen die direkte Aktion, wenn sie ein politisches Ziel verfolgen. Ich denke: zu Recht. Das geht zugunsten der Politik und zugunsten der Literatur. ... das literarische Werk gibt keine Autorität auf einem Gebiet, wo einer sich nicht ausgewiesen hat. Dass dieser oder jener Schriftsteller intelligenter ist als dieser oder jener Politiker halte ich für möglich, aber

das heisst noch nicht, dass er deswegen ein Politiker ist. Es gibt den politischen Schriftsteller, aber häufiger gibt es den politisierenden Schriftsteller ...

Domäne der Literatur? Fast wage ich zu sagen: das Private: Was die Soziologie nicht erfasst, was die Biologie nicht erfasst: das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich: die Person, die diese Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten – das ist es, was mir darstellenswert scheint.

Ta 2, *GW* 6, 88-89

126 Dass die Schweiz sich jeder offiziellen Parteinahme in den internationalen Auseinandersetzungen enthält, ändert nichts daran, dass sie in die US-Herrschaft integriert ist. Ihre Neutralität (heute) ist das korrekte Schweigen eines Vasallen.

1968, *WW* Nr. 1796, 11.04.68, *stiw* 243

127 Bedürfnis nach Zugehörigkeit, ich bin hier und nicht anderswo geboren, das naive Gefühl von Zugehörigkeit und später das Bewusstsein von Zugehörigkeit, ein kritisches Bewusstsein, das die Zugehörigkeit keineswegs aufhebt.

stiw, 62, *DB*, 150

128 Und wie verhält es sich mit Heimat-Liebe? Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlichte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?

GW 6, 511-512

129 Ausser Frage steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

GW 6, 514

130 Man wählt sich die Heimat nicht aus. Trotzdem zögere ich zu sagen: MEINE HEIMAT IST DIE SCHWEIZ. Andere sagen SCHWEIZ und meinen etwas anderes. Unsere Verfassung bestimmt nicht, wer eigentlich zu bestimmen hat, was SCHWEIZERISCH oder UNSCHWEIZERISCH ist – wer: die Bundesanwaltschaft? der Stammtisch? der Hochschulrat? die Finanz- und ihre gediegene Presse? die Schweizerische Offiziersgesellschaft?

GW 6, 515

131 Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen: ICH BIN SCHWEIZER, so kann ich mich allerdings, wenn ich HEIMAT sage, nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die Schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und anderes, was zu unserer Zeit geschieht oder nicht geschieht. ... Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer HEIMAT sagt, nimmt mehr auf sich.

GW 6, 516

132 Utopie

Ob es die Utopie ist von einer brüderlichen Gesellschaft ohne Herrschaft von Menschen über Menschen oder die Utopie einer Ehe ohne Unterwerfungen, die Utopie einer Emanzipation beider Geschlechter; die Utopie einer Menschenliebe, die sich kein Bildnis macht vom andern, oder die Utopie einer Seligkeit im Kierkegaardschen Sinn, indem uns das Allerschwerste gelänge, nämlich, dass wir uns selbst wählen und dadurch in den Zustand der Freiheit kommen; die Utopie einer permanenten Spontaneität und Bereitschaft zu Gestaltungs-Umgestaltung (nach Johann Wolfgang Goethe: DES EWIGEN SINNES EWIGE UNTERHALTUNG), alles in allem: die Utopie eines kreativen und also verwirklichten Daseins zwischen Geburt und Tod – eine Utopie ist dadurch nicht entwertet, dass wir vor ihr nicht bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt. Sie ist unerlässlich, der Magnet, der uns zwar nicht von diesem Boden hebt, aber unserem Wesen eine Richtung gibt in schätzungsweise 25000 Alltagen. Ohne Utopie wären wir Lebewesen



ohne Transzendenz.
Wir hoffen, GW 7, 12

133 Wenn wir von Frieden reden, und gesetzt den Fall, wir glauben an seine Möglichkeit: wie stellen wir uns Frieden vor?
GW 7, 17

134 Nun wissen wir: Der neue Mensch ist nicht angetreten. Unsere vernunftmässige Ablehnung des Krieges als Mittel der Politik besagt noch nicht, dass wir friedensfähig sind. Gesellschaften mit Gewaltstruktur mögen sich den Nicht-Krieg wünschen; der Friede widerspräche ihrem Wesen.
GW 7, 17

135 Wir hoffen. Es ist dringlich. Das Gebet für den Frieden entbindet nicht von der Frage nach unserem politischen Umgang mit dieser Hoffnung, die eine radikale ist. Der Glaube an eine Möglichkeit des Friedens (und also an das Überleben der Menschen) ist eine revolutionärer Glaube.
Wir hoffen, GW 7, 18

136 Die Zukunft, so scheint es im Augenblick, gehört der Angst und nicht der Hoffnung auf Mehr-Demokratie. Diese unsere Hoffnung, die wir nicht aufgeben, gilt zur Zeit als Verharmlosung des Terrorismus, Angst als des Bürgers erste Pflicht. Was damit zu betreiben ist: Abbau der Demokratie (wie es heisst: zur Rettung der Demokratie) ...
GW 7, 34

137 Die Intellektuellen, die wieder einmal dran sind ...
Die Skepsis der Arbeiterschaft gegenüber den Intellektuellen hat viele Gründe, darunter auch gute, und Mangel an Skepsis gegenüber den Intellektuellen wird auch Bundeskanzler Schmidt sich nicht vorwerfen müssen ... Was versteht man denn eigentlich unter einem Intellektuellen? ...
Der Intellektuelle ist jemand, der vor allem besessen ist von einem Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit, auch wenn die Wahrheit möglicherweise nicht schmeichelhaft ist und seinem Privatinteresse nicht dienlich. ...
Dass das Interesse des Intellektuellen, sofern er diesen Namen verdient, der Wahrheit gilt, besagt noch nicht, dass er sie allemal erkenne;

schon dieses Interesse aber ist ein Ärgernis – begreiflicherweise; es irritiert den Bürger, der als Wahrheit ausruft, was im Augenblick zu seinem Vorteil ist. Ich betone: im Augenblick. ... Ich kann mir nicht denken, dass Politik ohne die lästige Assistenz der Intellektuellen eine geschichtliche Chance hat.
GW 7, 36

138 Nervös macht mich die Frage, die Euch noch nicht betrifft: Wie steht ein Schriftsteller, wenn er lange lebt, zu seinen veröffentlichten Hoffnungen? Enttäuschung über den Lauf der Welt ist eins, Preisgabe oder Widerruf der Hoffnungen wäre schon etwas anderes – Und was ist es nun?
Wenn ich zum Frühstück in den bürgerlichen Zeitungen blättere (andere gibt's in dem Café nicht, auch nicht am nächsten oder übernächsten Kiosk) und wenn ich zum Feierabend auch noch fernsehe von Kanal zu Kanal, so bleibt kein Zweifel daran, dass die Aufklärung, das abendländische Wagnis der Moderne, weiterherum gescheitert ist.
Mein Eindruck: man möchte nicht wissen, sondern glauben. ...
1986 Ende der Aufklärung, SAH 461

139 Solidarität also mit wem? Wohin richtet sich die Hoffnung? Ich weiss mich solidarisch mit allen, die, wo immer in der Welt und somit auch hier Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeit als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profitmanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, dass der Geist der Aufklärung sich durchsetzt und zwar zeitig genug: nicht als historische Reprise, sondern durch historische Erfahrung erweckt zu neuen und anderen Versuchen eines Zusammenlebens von mündigen Menschen. Und Ansätze dazu gibt es.
1986 Ende der Aufklärung, SAH 468

140 Eine friedensfähige Gesellschaft wäre eine Gesellschaft, die ohne Feindbilder auskommt. Es gibt Phasen, wo wir nicht ohne Auseinandersetzung auskommen, nicht ohne Zorn, aber ohne Hass, ohne Feindbild: wenn wir (einfach gesprochen) glücklich sind oder zumindest lebendig – zum Beispiel durch eine Art von Arbeit, die nicht nur Lohn einbringt, sondern Befriedigung (die nichtentfremdete Arbeit), und durch eine Art des Zusammenle-

bens von Menschen, das Selbstverwirklichung zulässt. Was meint Freiheit, ein so missbrauchbares Wort, im Grunde anderes? Freiheit nicht als Faustrecht für den Starken, Freiheit nicht durch Macht über andere. Selbstverwirklichung; sagen wir: wenn es möglich ist, kreativ zu leben. Wie viele Menschen haben in den vorhandenen Gesellschaften aber die Möglichkeit kreativ zu leben? Das ist durch Wohlstand allein noch nicht gegeben ... Ob der Überlebenswille der Gattung ausreichen wird zum Umbau unserer Gesellschaften in eine friedensfähige, weiss ich nicht.
Wir hoffen, GW 7, 18

141 Also wir hoffen, ja, aber das ist eine mühsame Hoffnung; das Gebet für den Frieden (ob mit oder ohne Papst) entbindet nicht von der Frage nach unserem politischen Umgang mit dieser Hoffnung, die eine radikale ist. Ein Abschied vom militärischen Denken ist nicht leicht; das militärische Denken hat Jahrtausende der Geschichte geprägt und zur heutigen Lage geführt, die diesen Abend erzwingt. Der Glaube an eine Möglichkeit des Friedens – als einzige Möglichkeit für ein Überleben des Menschengeschlechts – ist eine revolutionärer Glaube.

142 Um zum Schluss keinen Zweifel übrig zu lassen, wo der Schreiber selber steht, möchte ich als einer von den Begünstigten, die nicht zu schweigen haben, um nicht ihre Stellung zu verlieren, in Kürze sagen: unsere Gesellschaftsform ist in Frage zu stellen. Eine fundamentale Kritik halte ich nicht nur für berechtigt, sondern für unumgänglich, wenn unser Land bestehen soll, also nicht nur eine Kritik, die die Praxis misst an der Ideologie, sondern eine Kritik an der Ideologie selbst. Die Schweiz befindet sich in einer Welt, die umzudenken ist; infolgedessen ist auch die Schweiz umzudenken. Sie funktioniert nur noch scheinbar. Der Begriff der Demokratie, die wir als die direkte Demokratie bezeichnen, ist kein Tabu. Eine Regierung, die auf die Unruhe lediglich mit polizeilichen Massnahmen zu antworten vermag, hat zwar die Macht, aber sie ist kein Gesprächspartner. Es erübrigt sich, dass man sich mit Männern dieser Behörden freiwillig an einen Tisch setzt, solange die Unruhigen als die Schuldigen gerichtet werden, um das Versagen des Staates, der diese Unruhe verursacht, nicht

untersuchen zu müssen und zu Erkenntnissen zu kommen, die Veränderung bedeuten. Dieser Staat ist nicht mein Vaterland, er ist ein Apparat und einer, der leerläuft, um zu funktionieren. Die Schweiz als Inhalt in unserer Zeit ist neu zu konzipieren. Das ist nicht die Aufgabe der Behörde, sondern unsere Aufgabe, nicht zuletzt die Aufgabe der Jugend, die sich mit Recht gegen die Behörden stellt, wenn auch mit Ungeschick, destruktiv, solange die Männer der Behörde und der Parteien, nur weil sie älter sind, nicht bereit sind, mitzulernen. Die Besänftigung durch gönnerhafte Angebote, um auch junge Wähler zu bekommen, genügt nicht. Unser Land braucht eine Jugend nicht als Nachbeter, sondern als Gründer.
1968, FdT, S 238-24



ZITATE AUS ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

143 Als Schweizer stehen wir vor einer ungewohnten Situation: In der Auseinandersetzung um die Lebensform gibt es keinen Neutralismus. Denn gelebt und gewirtschaftet wird überall, auch bei uns, und was immer wir tun oder lassen, ist Leistung der Versagen in dieser Auseinandersetzung. Ob wir mögen oder nicht, wir sind beteiligt.

144 Den allermeisten Schweizern geht es ja so grossartig; es besteht kein Anlass zu geistiger Besorgnis, scheint es. Höchste aller Besorgnisse: die Konjunktur könnte nicht ewig sein. Ein Störenfried könnte kommen, jemand, der Uhrenzölle heraufsetzt, oder gar ein Russe. So wacht man mit patriotischem Eifer, dem die Selbstkritik schon als Verrat erscheint. Diese Situation ist unerquicklich, ungesund, gefährlich im höchsten Grad - sie ist geisttötend.

145 Man hat uns gelehrt: Die Grösse unseres Landes ist die Grösse seines Geistes! Man könnte auch sagen.- Wir sind zu klein, um nicht denken zu dürfen. Denn womit könnten wir sonst bestehen?

146 Leider fehlt es nicht am Geld. Leider, denn es wäre die beste Ausrede. Wir befinden uns sogar in einem Zustand, den die Financiers als Kapitalschwemme bezeichnen. Vorhandenes Kapital wird nicht zu Gründungen verwendet, sondern gespeichert; vorhandene Energie wird nicht in Leistung umgesetzt, sondern in Angst vor dem Verlust; vorhandenes Wissen findet keine Anwendung, keine Möglichkeiten.

147 Woran es fehlt: nicht an grossen Aufgaben, nicht an Geld, nicht an Männern (Schweizern) mit Köpfen, die lange schon über diese Dinge gedacht haben und Vorschläge wissen... Es fehlt nur die Tat.

148 Wir leben provisorisch, das heisst: ohne Plan in die Zukunft. Unsere politischen Parteien sind passiv. Sie kümmern sich gerade noch um die Gegenwart, um Amtsperioden und

die nächsten Wahlen; dabei nehmen sie die Gegenwart ganz und gar als Gegebenheit, und es geht nur darum, innerhalb dieser Gegebenheiten möglichst vorteilhaft abzuschneiden. Es fehlt ihnen jede Grösse eines gestalterischen Willens, und darum sind sie so langweilig, dass die jungen Menschen nicht von ihnen sprechen. Unsere Politik ist nicht Gestaltung, sondern Verwaltung, weit davon entfernt, aus den Gegebenheiten der Gegenwart eine andere Zukunft zu planen. Wozu soll die Zukunft anders sein? Sie wird aber anders sein, ohne unser Zutun, gegen uns. Es ist, wie gesagt, kein Zufall, dass die Schweiz immer eine heimliche Angst vor der Zukunft hat; wir leben ohne Plan, ohne Entwurf einer schweizerischen Zukunft.

149 Fangen wir an - wir, das heisst: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten - zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, dass hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wennmöglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Land der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadratkilometer umzirken, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.

Im Ernst: gründen wir eine Stadt.

150 Genauer gesagt: Versuchen wir es. Denn darin besteht das Wesentliche: dass es ein Experiment ist. Es soll uns zeigen, ob wir noch eine lebendige Idee haben, eine Idee, die eine Wirklichkeit zu zeugen vermag, eine schöpferische Vorstellung von unsrer Lebensform in dieser Zeit.

151 Wieviele wertvolle, ernsthafte, von klugen Männern durchdachte Erkenntnisse liegen in den Schubladen oder in Büchern verwahrt: nicht widersprochen, aber nicht ausgeführt - und dadurch wertlos, denn die Ausführung erst würde sie prüfen, ihren Wert bestätigen und ihre Fragwürdigkeit offenbaren, und beides ist nötig, damit Entwicklung stattfindet.

152 Die Stadt, die es zu gründen gilt, soll eine Musterstadt sein in dem Sinne, dass sie eine Entwicklung einleitet, die natürlicherweise auch sie überholen wird, also nicht eine Endstation, nicht ein Diktat, dem die Standardisierung aller Schweizerstädte folgt. Wir meinen keinen Unsinn, sondern einen Versuch, der uns in jedem Fall, ob er glücklicher oder etwas weniger glücklich gelingt, zeigen wird, wo wir mit unseren Problemen stehen. Und vor allem wird er zeigen, uns selber zeigen, dass wir leben, dass wir unseren dringenden Problemen nicht ausweichen mit müder Saniererei. Wir haben heute keine Stadt im ganzen Land, die, zum Beispiel, auch nur das triviale Problem des modernen Verkehrs wirklich zu lösen vermag, geschweige denn die Probleme des Stils, die ja keine ästhetischen Schrullen sind, sondern alle angehen: eben als menschliches Problem, als Problem der Lebensform in unserem Zeitalter, das wir mit keinem historischen Heimweh abschaffen können. Jahr für Jahr werden in unserem Land, einem materiellen Bedürfnis entsprechend, Tausende von neuen Bauten, Siedlungen und Fabriken und Kindergärten und Schulen und Geschäftshäuser in einer planlosen, geistlosen und für den Kampf um die beste Lebensform durchaus wertlosen Art erstellt. Die Stadt, die wir wollen, ist nicht grösser als dieses Bauvolumen, das jährlich vertan wird, ohne dass es den Wert einer Manifestation haben kann und zu einer geistigen Leistung kommt; denn es kann (wer immer da als einzelner Architekt oder Bauherr wirken mag) nicht diesen Wert haben, weil es unter dem Zwang von Gesetzen und unter dem Zwang der

QUELLE

Lucius Burckhardt, Max Frisch,
Markus Kutter:

ACHTUNG: DIE SCHWEIZ.
Ein Gespräch über unsere Lage
und ein Vorschlag zur Tat

Zuerst erschienen als Broschüre im Januar
1955, Verlag Felix Handschin, Basel. Auch in
GW III 291ff.

ZITATE AUS ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

Gewöhnung verbaut wird, die von vornherein ausschliessen, dass die dringendsten Probleme einmal grundsätzlich gestellt und einer verbindlichen Lösung entgegengeführt werden. Wie soll man die Baugesetze, die den Kitsch nicht verhindern, aber die Entwicklung, ändern können, ohne eine Musterstadt zu haben, die einmal ohne diese Bindungen erstellt worden ist und die neuen Gesetze ergibt? Es werden Millionen um Millionen, wobei wir jetzt lediglich an die öffentlichen Gelder denken, Jahr für Jahr verbaut: für eine provisorische Schweiz, eine bereits überholte Schweiz, die uns über den Kopf wächst und immer fremder wird und mit unseren Problemen nicht fertig wird, eine Schweiz, die nicht einmal weiss, wie sie in Zukunft aussehen möchte, eine lächerliche Schweiz, eine Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger.

153 Wir sind vor einem Punkt, wo die Freiheit nur noch durch Planung zu retten ist. Das ist ein Paradox, das von ganz verschiedenen Köpfen ermittelt worden ist, von Wirtschaftlern und von Philosophen. Es ist mit einem hysterischen Nein nicht widerlegt. Planung heisst dann: wir entwerfen den Rahmen, innerhalb dessen die Freiheit noch tatsächlich ausgeübt werden kann, und nur so können wir sie unseren Kindern weitergeben. Wir hoffen ja, nicht die letzten Schweizer zu sein ...

154 Man kann aber ein Vorbild nicht geben, indem man es nur an die Wand malt, oder dann ist es eben das leblose, unwirkliche, verhängnisvolle Vorbild, wie es Hollywood und die Magazine liefern. Das Vorbild, wenn es verantwortlich gemeint sein soll, muss selber in der Realität des Lebens stehen. Dabei muss es nicht einmal unanfechtbar sein; noch seine Fehler sind Anregung. Aber es muss selbst eine Realität sein, es wirkt nicht, so lange es Postulat bleibt.

155 Abgesehen davon, dass noch keine Stadt auf dieser Erde von selbst entstanden ist - alle sind gegründet worden, und eine Stadt zu gründen ist insofern kein Wagnis, das noch nie vollbracht worden wäre! - und abgesehen davon, dass noch nichts Schöpferisches geworden ist, wenn man es nicht will, und nichts Grosses, das nicht als Idee vorerst eine Utopie gewesen wäre: es ist nicht einzusehen, warum die schweizerische Finanz nur bereit sein sollte, Wagnisse in der Fremde zu finanzieren. Warum nicht unser eigenes? Jeder Kaufmann weiss, dass man nicht vor Verlust gefeit ist, indem man überhaupt nichts unternimmt. Oder wie wir es zu Anfang sagten, über den Rahmen des Wirtschaftlichen hinaus gedacht: Man ist nicht realistisch, indem man einfach keine Idee hat.

156 Unsere Schwäche ist nicht die Kleinheit des Landes, die beschränkte Zahl der Divisionen. Das ist so wenig unsere Schwäche, wie die Berge etwa unsere Stärke sind. Das sind Gegebenheiten. Unsere Schwäche (in der Auseinandersetzung dieses Jahrhunderts) ist die grausliche Tatsache, dass wir, als Land, seit Jahren aufgehört haben zu denken, zu entwerfen; wir sind die Erben und Nutzniesser einer grossen Idee - ohne aus einer eigenen Idee zu leben.

157 Heute, im Gegensatz zu damals, dominiert in der schweizerischen Politik durchaus das Sachgeschäft, die blosse Verwaltung. Die Politik ist nicht Anliegen des Volkes, sondern ein Beruf für Sachverständige, die meistens mit den Interessierten identisch sind oder von ihnen gelenkt. Politik zum blossen Geschäft geworden, zum getarnten Geschäft. Und wer einmal auf die grundsätzlichen Probleme hinzuweisen wagt, die dahinterliegen, wer auf eine wirkliche Auseinandersetzung drängt, der läuft Gefahr, als politischer Scharfmacher und als Spielverderber angeprangert zu werden, als Wirrkopf, als Träumer, als Störefried - als Nihilist!

158 Unsere Parteien glauben selbst nicht mehr an die Zeugungskraft ihrer Ideen, weder an die eigene Ideologie noch an die Ideologie ihres parlamentarischen Gegners. Man «versteht» sich zu gut, nämlich so wie zwei Händler sich verstehen. Die Unterschiede zwischen einem Konservativen und einem Sozialdemokraten sind bald nur noch scheinbar; es geht nur noch darum, wieviel sich jeder vom Reichtum dieses Landes abschneiden kann, aber nicht mehr um die Gestaltung dieses Landes. Damit ist die utopische, die staatsbildende Kraft unserer Parteien zusehends im Erlöschen. Sie werden belanglos, überflüssig, sie sind demnächst durch Verwaltungsräte und Reklameberater zu ersetzen. Es ist kein Zufall, dass die jüngste, die neueste und lebhafteste Partei unverhohlenermassen von einem Geschäftsmann gemacht wird, ein Unternehmen, das unabhängig ist von jeder Ideologie. Die Demokratie ist aber, ihrem Wesen nach, eine Demokratie der grundsätzlichen Alternativen, oder sie ist nicht, und was uns bleibt, ist der demokratische Apparat mit seiner ganzen Umständlichkeit. Genügt der Gruppenegoismus, um das Parteiensystem zu rechtfertigen? Er genügt nicht einmal, um den demokratischen Anschein endlos aufrecht zu halten. In der Tat, aller Phraseologie zum Trotz, sind wir nicht mehr weit von dem reinen Wirtschaftsstaat entfernt, von der Diktatur der öffentlichen Wohlfahrt.

159 Politik ist die Kunst des Möglichen in dem Sinn, dass sie die hohe Kunst ist, nicht mehr nur das Nächste und Allernotwendigste zu tun (als permanente Flickerei und Puscherei mit der Ausrede, dass die Gegebenheiten eben nichts anderes zulassen), sondern die Möglichkeiten zu erkennen und unter ihnen zu wählen, durch ideologische Entscheidung zu wählen, also nicht einfach nach dem Mass des geringsten Widerstandes. Wer diese Kunst des Möglichen beherrscht, hat den Schlüssel zur Freiheit, soweit sie auf dieser Erde überhaupt möglich ist.

ZITATE AUS WEITEREN WERKEN

TAGEBUCH 1946-1949

160 Das allgemeine Verlangen nach einer Antwort, einer allgemeinen, das oft so vorwurfsvoll, oft so rührend ertönt, vielleicht ist es doch nicht so ehrlich wie der Verlangende selber meint. Jede menschliche Antwort, sobald sie über die persönliche Antwort hinausgeht und sich eine allgemeine Gültigkeit anmasst, wird anfechtbar sein, das wissen wir, und die Befriedigung, die wir im Widerlegen fremder Antworten finden, besteht dann darin, dass wir darüber wenigstens die Frage vergessen, die uns belästigt – das würde heissen: wir wollen gar keine Antwort, sondern wir wollen die Frage vergessen.

Um nicht verantwortlich zu werden.
Suhrkamp Taschenbuch 1148, S. 125/126

161 Man kann darauf bedacht sein, das Gute durchzusetzen und zu verwirklichen, oder man kann darauf bedacht sein ein guter Mensch zu werden – das ist zweierlei, es schliesst sich gegenseitig aus.

Die meisten wollen gute Menschen sein. Niemand hat grössere Freude daran, wenn wir gute Menschen werden, als der Böse. Solange die Menschen, die das Gute wollen, ihrerseits nicht böse werden, hat der Böse es herrlich! (Solange die Armen nicht „stehlen“.)
Suhrkamp Taschenbuch 1148, S. 223

SCHWEIZ OHNE ARMEE? EIN PALAVER

162

- Die Schweizer Armee gefährdet den Frieden nicht. Warum sollten wir keine deutschen Leopard-Panzer kaufen oder in Lizenz herstellen? Das schafft Arbeitsplätze. Das musst du zugeben. Und warum nicht amerikanische Abfangjäger? Dafür darf ja unsere Industrie etwas anderes exportieren und das schafft nochmals Arbeitsplätze. Musst du das nicht zugeben? Arbeitsplätze auch für Gastarbeiter. Ohne den Frieden zu gefährden, wie gesagt –
- Ohne etwas für den Frieden zu tun.
- Ich will dir etwas sage: Wenn es zu einem richtigen Frieden käme, das wäre eher wieder gefährlich. Warum braucht es den Kalten Krieg? Ein verblassen der erprobten Feindbilder, wie das so ein richtiger Friede mit sich brächte, das könnte die Bewilligung der Rüstungsmilliarden plötzlich gefährden. Und darum halten unsere Armeespitzen auch nichts von sogenannter Friedensforschung, ihr Denken ist realistisch: nicht ein Weltfrieden, nur der Nicht-Krieg bewahrt die schweizerische Armee vor ihrer Abschaffung.

Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 10

163

Der Enkel liest vor:

Der Widerspruch, dass die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige Demokratie, und das glaubte ich allerdings in diesen Jahren.

Der Enkel zeigt den Buchtitel:

- Das hast du geschrieben, Grossvater.
Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 12

164

- Warum sollte man die Armee abschaffen?
- Warum sollte man sie nicht abschaffen?
- Sie lässt sich nicht abschaffen, Jonas.
- Das bestärkt uns im Gefühl, es sei eine Demokratie, was die Armee verteidigt ... Jonas, überleg dir einmal, was unsere liebe Schweiz zusammenhält. Als Sonderfall. Die Welschen und Zürich, die Tessiner und Bern, ganz zu schweigen vom Jura. Eine Schweizerische Bundesbahn, wie zuverlässig auch immer, und die gemeinsamen Briefmarken in allen Landesteilen, das macht ja noch nicht eine Nation. Und der Wohlstand macht es offenbar auch nicht. Reich werden kannst du auch als Deutscher oder als Amerikaner und so weiter. Wir haben eine Flagge, ja, und die siehst du überall: auf Wirtschaftshäusern und auf der Kaserne und auf Dampfschiffen am Sonntag und an allen Banken, wenn in Zürich das Knabenschieszen stattfindet und bei Turnfesten und an der Olympiade unter vielen anderen Flaggen. Das schon. Ein grosser Glaube weht nicht um diese schmucke Flagge. Wenn's hochkommt, sind wir eine Ski-Nation. Im Winter. Glaube an eine geschichtlich Aufgabe, die uns zur Nation verbindet, davon sehe ich keine Spur. Alles was ihnen zur Zukunft einfällt: – Verteidigung! Landesverteidigung! Gesamtverteidigung!
- Was also hält diese Schweiz zusammen?
- Eben die Armee: Als Brauchtum.
Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 36/37

165

- (...) Und das kann schwierig werden für die Schweizer Armee. Das ahnen unsere Fachmänner. Eine Armee ohne einen fixen Feind wird nervös. Wenn ihr im Manöver steht und es kommt die Meldung. Feind im An-

griff! sicher denkt niemand an Eskimos – Nein.
- Du lachst, Jonas, aber je vernünftiger die Russen werden, die Sowjetunion, meine ich, umso dringlicher wird die Suche nach dem inneren Feind. Und das wird ernst. (...) Niemand will zugeben, wozu diese schweizerische Armee tatsächlich da ist.
Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 51

166

- Langsam kenne ich unser Land.
- Was meinst du damit?
- Friedenspolitik? Eine schweizerische?
- Will jemand hier Krieg?
- Krieg hier, nein.
- Krieg anderswo?
- Nein, aber Profit wo und wie immer.
Suhrkamp Taschenbuch 1881, S. 57